

ZUR STRAFE VERHUNGERE ICH JETZT

(Eine Abrechnung mit der Magersucht)

Mit Illustrationen von Birgit J. Tomayer

E. Weber Verlag GmbH

Lektorat: Mag. Brigitte Krizsanits, www.textprojekt.at

Illustrationen: Birgit J. Tomayer, www.biggis.at

ISBN 978-385253-567-8

© 2017 E. Weber Verlag GmbH

www.eweber.at

Druck: Rötzer-Druck, Eisenstadt, Österreich

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten

E. Weber Verlag GmbH

Sankt-Rochus-Straße 25

7000 Eisenstadt, Österreich

Für Harald

INHALT

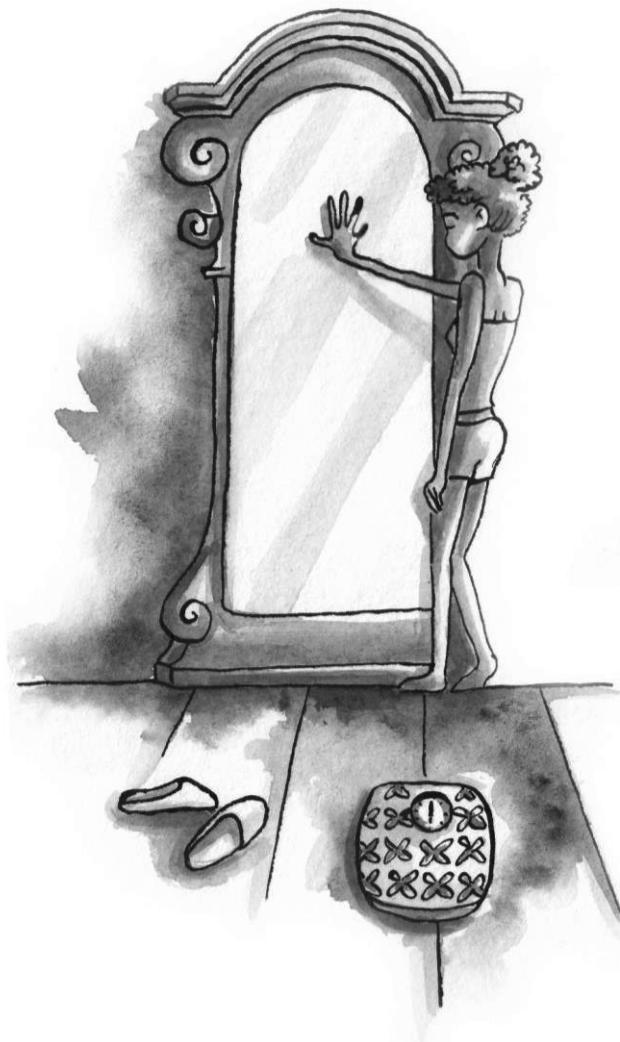
Prolog	Seite 6
Schikurs	Seite 7
Mein Zuhause, das AKH	Seite 24
Grünau	Seite 54
Meine Kindheit	Seite 74
Mama	Seite 83
Papa	Seite 88
Toskana	Seite 91
Medizinstudium	Seite 96
Mama stirbt	Seite 109
Papa wird krank	Seite 122
Epilog	Seite 131
Danksagung	Seite 132

PROLOG

PSYCHIATRIE stand da in großen Lettern über dem Eingang.
„Jetzt bringen sie dich also in die Klapse“, dachte ich mir.
„Auch egal.“

Auf meinen Handgelenken klebten zwei große, weiße Pflaster.
Nun konnte also jeder sehen, dass ich versucht hatte, mir die
Pulsadern aufzuschneiden. Na ganz toll! ...

SCHIKURS



56 kg „Gott, bin ich fett!“

Der erste Schulschikurs stand bevor und ich wollte nicht mitfahren. So lange war ich noch nie von meinen Eltern getrennt gewesen. Wie sollte ich denn meine Mutter beschützen, wenn ich eine Woche nicht bei ihr war? Sie wiederum begann sofort, ***mich*** zu beschützen, indem sie meinte, ich könnte zu Hause bleiben. Mein Vater aber überzeugte mich davon, doch mitzufahren. Es würde schon schön werden und wäre eine wichtige Erfahrung für mich, sagte er. Wenn ich nicht ich gewesen wäre, hätte er Recht gehabt.

Nun, leider war ich nun aber ich und es wurde ganz furchtbar. Auf der Busfahrt dorthin wurde mir schon schlecht, ich musste also ziemlich weit vorne beim Busfahrer und den Lehrern sitzen. In der Jugendherberge gefiel es mir gar nicht, ich hatte schreckliches Heimweh. Und da ich nicht besonders sportlich war, strengte mich das Schifahren auch sehr an. Abgesehen davon lag es auch länger zurück, dass ich zuvor mit meinen Eltern im Schiurlaub war.

Ich war in der schlechtesten Gruppe eingeteilt. Glauben Sie mir, es macht einfach keinen Spaß, wenn man den ganzen Tag nur die Piste hinunterpurzelt. Und leider verbesserten sich in der einen Woche auch meine Schikünste gar nicht. Ich war frustriert.

Da war aber etwas, das mich sehr verwirrte. An unserem Tisch beim Abendessen war es „in“, das Essen grauslich zu finden. Es gab ein Mädchen, das sein Essen ohne

herumzumäkeln aß. Sie war etwas mollig und eigentlich auch sehr lieb. Aber ich Esel wollte mal wieder mit der breiten Masse mitschwimmen, dazugehören, also aß ich auch nicht. Und dabei hatte ich einen Riesen hunger!

Dass die anderen Mädchen sich im Supermarkt mit Chips und Gummibärchen eindeckten und dann genüsslich am Zimmer naschten, kapierte ich irgendwie nicht. Dadurch, dass ich so überbehütet aufgewachsen war, konnte ich in der Entwicklung mit meinen Klassenkolleginnen nicht mithalten. Ich verstand nicht, dass sie nur damit kokettierten, dass ihnen das Essen nicht schmecken würde und sie sich am Naschzeug satt aßen. Ich war es einfach von zu Hause gewöhnt, beherzt mittags und abends zu essen und naschte zwar ganz gerne Schokolade, aber eben nur ein bisschen davon.

Als der Schikurs nun endlich vorbei und ich wieder zu Hause war, hatte ich einen Bären hunger. Und da ich mich in meiner vertrauten Umgebung wieder wohlfühlte, schlemmte ich alles, was der elterliche Kühlschrank hergab.

Einmal aß ich drei große Eis am Stiel hintereinander. Logischerweise hatte ich danach ein ziemliches Völlegefühl. Ich spüre es noch heute, wenn ich daran zurückdenke. Und dann stellte ich mich – ich weiß eigentlich nicht einmal wieso – vor den Spiegel im Vorzimmer und in meinem Kopf geschah etwas sehr Eigenartiges.

In der Fachsprache nennt man es „Körperschemastörung“. Das bedeutet, dass sich eine Magersüchtige als dick wahrnimmt.

Ich stand also vor besagtem Spiegel und es war, als würde mir der Augenarzt beim Sehtest eine Linse vor die Augen schieben. Ich sah plötzlich nur mehr meinen weißen, weichen, aufgeblähten Bauch und schämte mich dafür. Ich hatte das Schamgefühl, das ich oftmals für meine kranke Mutter empfand, körperlich manifestiert und auf meinen eigenen Körper projiziert. Und so war der Weg endgültig frei für die Magersucht, die nun unaufhaltsam in mein Leben trat.,.

Der Spiegel wurde somit mein größter Feind und mein bester Freund zugleich. Ich beschloss, dass ich nun sofort abnehmen musste. Dann, wenn ich dünn wäre, würde alles besser sein. Meine Mutter gesünder, mein Leben glücklicher und einfach in jeder Hinsicht perfekt.

So begann ich eine Diät. Ich ließ zunächst einmal die Chips weg und naschte zuerst weniger und dann gar keine Schokolade mehr. Das machte mich zwar nicht unbedingt glücklicher, aber erste Erfolge auf der Waage blieben nicht aus. Unsere alte, gelborange Waage mit dem Blumenmuster aus den 70er-Jahren. Ich habe sie oft angesehen, meine zweite beste Freundin und größte Feindin neben dem Spiegel. Es gibt heute weder die Waage noch den Spiegel mehr, sie sind dort, wo sie hingehören: auf dem Müll. Aber sie waren mir treue Weggefährten in der Krankheit und ich werde sie nie vergessen.

So machte ich mein Glücksgefühl nun von dem Zeiger dieser Waage abhängig, nahm ich ab, fühlte ich mich unbesiegbar. Ich bezog zunächst ein neues Selbstbewusstsein aus diesem Erfolgserlebnis. Da ich so gern perfekt sein wollte (um meine Mutter endlich heilen zu können), begann ich, gesund zu

essen. Zahlreiche Frauenmagazine kamen mir dabei gerade recht. Ich wollte aussehen wie ein Model, makellos. Dass diese Fotos allesamt fast bis zur Lächerlichkeit retuschiert waren, war mir nicht klar. Bitte, welche Frau hat denn keine Poren? Aber ich begann, einen regelrechten Schönheitskult zu betreiben. Ich achtete penibel auf die korrekte Reinigung meiner Haut und befolgte akribisch die Packungsbeilagen sämtlicher Cremen und Waschgels. Dass ich nämlich nun auch noch unreine Haut und Pickel bekam, das ging gar nicht. Im Gegenteil, es katapultierte mein Selbstbewusstsein wieder zurück – ich wollte doch bitteschön perfekt sein. Wieso verstand mein blöder Körper das denn nicht? Also wurde dieser Körper mir zum Feind und ich bekämpfte ihn. Meine Magersucht wurde zu meiner psychischen Autoimmunerkrankung und versuchte, mich zu zerstören.

Irgendwann reichte die Diät nicht mehr aus und die Erfolge auf der Waage blieben aus. Ich begann, Sport zu treiben. Ich kaufte mir nun auch Fitnesszeitschriften. Das geschriebene Wort kann mächtig sein. Diese Magazine wurden meine Religion. Und das Sporteln fiel mir wirklich nicht leicht. Ich war ein richtiger Couch-Potatoe. Am liebsten las ich ein Buch oder sah fern und naschte ein bisschen Schokolade, wie Sie ja bereits wissen. Mein Vater, der Zeit seines Lebens immer aktiv und sportlich gewesen war, sah das nicht gern. Er merkte auch, dass ich nicht besonders glücklich war und führte das auf meine Trägheit zurück. Er schimpfte mit mir, dass ich faul sei, meine Oberschenkel „schwabbelig“ würden und ich mir doch bitte ein Beispiel an meinen Freundinnen nehmen sollte. Die wären bestimmt nicht so faul wie ich.

Meine Oberschenkel. Sie waren schon immer mein wunder Punkt gewesen. Schon im Kindergarten war ich immer einen Kopf größer als die anderen. Ich fühlte mich wie ein Elefant im Porzellanladen.

Als wir in der vierten Klasse Volksschule einen Ausflug mit dem Bus machten, meinte ein Mitschüler lapidar: „Die hat aber fette Haxen.“ Ich schaute an mir herab und da sah ich es. Meine Oberschenkel lagen in meiner kurzen Hose auf dem Sitzpolster auf, ich sah hinüber zu meiner Freundin und zu meiner Sitznachbarin und musste feststellen, dass ihre Oberschenkel nicht so dick und weiß und weich wie meine waren. Ich war schockiert und meine erste Problemzone war geboren. Und noch etwas geschah: Ich begann auf meine Freundin und ihre Oberschenkel neidisch zu werden. Sie hatte bestimmt auch eine glücklichere Familie.

Als mich mein Vater nun damals mitten in meiner Krankheit mit meinen Freundinnen verglich, da dachte ich mir: „Na klar, sie sehen besser aus als ich und daher sind sie auch glücklicher.“ Irgendwie wusste ich damals schon, dass diese Gedanken Blödsinn waren, aber ich hatte nun schon einmal damit begonnen, mich über mein Aussehen zu definieren und war schon zu tief drinnen in der Krankheit, als dass ich einen Weg herausfinden hätte können.

So schob ich meine Zweifel an der Sinnhaftigkeit meiner Gedanken rasch beiseite. Ich hatte ja noch einiges zu tun, ich musste weiter abnehmen. Leider blieb dieser Neid auf andere noch lange bestehen und verleidete mir so viele Freundschaften.

Heute geht es mir wieder gut und ich treffe viele Freundinnen von früher. Ich mag sie so, wie ich sie damals vor meiner Krankheit mochte. Aber als ich magersüchtig wurde, hasste ich sie. Wieso waren sie denn besser als ich? Wieso mochte mich denn mein Vater nicht so, wie ich war? Und wieso war ausgerechnet meine Mutter krank?

Die Worte meines Vaters waren wie Peitschenhiebe für mich. Und da ich mich ohnehin schon selbst hasste, waren sie wie Futter für meine Magersucht. Sie wurden mein Ansporn und mein Mantra. Zu Beginn meiner Erkrankung wog ich circa 56 Kilogramm bei einer Körpergröße von 1,68 Metern. Mittlerweile waren es in etwa 45 Kilo. Bei jeder Kniebeuge, selbst wenn meine Muskeln noch so brannten und schmerzten, entsann ich mich dieser Worte: „**FETTE OBERSCHENKEL, SCHWABELIG!**“ und machte unbarmherzig weiter. Ich wurde immer schwächer und fühlte mich immer stärker dabei. Ich war beeindruckt von meiner starken Leistung. Jetzt war ich schon wirklich ziemlich perfekt und ich achtete sehr auf meinen Körper.

Ich dachte mir immer neue Grausamkeiten für mich aus und bestrafte mich selbst dafür, dass ich es einfach nicht schaffte, meiner Mutter zu helfen. Was war ich doch für eine Versagerin! Ich begann stundenlang zu joggen und fing damit an, ins Fitnessstudio zu gehen. Ich machte jede Aerobic-Stunde mit, die auf dem Plan stand. Zwischen den Stunden war in etwa eine Viertelstunde Pause. In dieser Zeit ging ich mit meinen Lernsachen für die Schule aufs Laufband. Ich legte die Bücher vor mir auf das Pult des Laufbandes und versuchte zu lernen. Ich würde das schaffen, ich musste das schaffen, es gab kein Erbarmen. Wenn ich wieder einmal keine Kraft

mehr für die Kniebeugen zu Hause hatte, schlug ich mir mit den Fäusten auf die Oberschenkel, bis ich blaue Flecken davon bekam. Ich hasste diese Oberschenkel, sie sollten endlich weggehen!

Mein Vater wollte, dass ich sportlicher werden sollte? Also gut. Er ging regelmäßig Rad fahren und ich kam nun auch wieder mit. Als ich jünger war, hatte er mir das Rad fahren auf der Wiese gegenüber von unserem Wohnblock beigebracht und nun würde ich ihm zeigen, wie ich Rad fahren konnte. Oft blieb mir vor Erschöpfung regelrecht die Luft weg. Ich atmete gepresst, mein Brustkorb brannte wie Feuer. Aber ich würde nicht aufgeben. Ich würde ihm beweisen, dass ich nicht faul war. Er sagte, ich würde Raubbau an meinem Körper betreiben, dass das, was ich da tat, kaum mehr als gesund bezeichnet werden könnte. Aber ich hörte ihm gar nicht richtig zu. Ich wollte weiterkämpfen, immer dünner werden, um jeden Preis!

Im Urlaub hatten wir an einem Vormittag wieder einmal eine ausgiebige Radtour unternommen. Auf einer Anhöhe, die wir hinauffuhren, musste ich vom Rad absteigen, weil ich keine Luft mehr bekam. Das Atmen fiel mir schwer und ich hörte ein rasselndes Geräusch in meiner Lunge, das mir Angst machte. Mein Vater fragte mich, ob denn etwas mit mir nicht in Ordnung wäre, aber ich sagte ihm nichts davon. Dann fuhren wir bei einer Staumauer vorbei. Wir blieben stehen und schauten eine Weile zu, was hier vor sich ging. Ein Springer nach dem anderen stürzte sich wagemutig, an einem Gummiseil hängend, in die Tiefe. Na bitte, das war doch wohl das ideale Nachmittagsprogramm für uns. Wir waren schon ein Jahr zuvor hier vorbeigekommen und ich hatte den

durchwegs männlichen Bungee-Springern dabei zugesehen, wie sie mit stolzgeschwellter Brust an mir vorbei auf die Sprungplattform marschiert waren. Sie sahen lächerlich aus, wie Gockelhähne auf der Balz, dachte ich mir. Denen würde ich es schon noch zeigen.

Ich bettelte meinen Vater an, diesen Nachmittag springen zu dürfen und er erlaubte es mir. Als wir meiner Mutter davon erzählten, traf sie fast der Schlag. „*Ihr seid ja wahnsinnig*“, meinte sie. „*Aber bitte, wenn ihr euch das einbildet.*“ Es war nämlich so: Ich wurde bei der Anmeldung abgewogen und da ich unter 50 Kilogramm wog, durfte ich nicht alleine springen. Also musste mein Vater mit mir einen Tandemsprung machen. Als wir gemeinsam auf die Sprungplattform gingen, drehten sich alle nach uns um. Ich platzte beinahe vor Stolz. Ein Raunen ging durch die Menge. „*Da springt ein Vater mit seiner Tochter.*“ Und so war es dann auch.

3, 2, 1, ... BUNGEE! Ich sprang nicht von dieser Plattform hinunter, ich glaube, ich bin gefallen. Ich brachte einfach nicht den Mut auf abzuspringen und so ließ ich mich vom Gewicht meines Vaters mitreißen. Aber wir waren gesprungen, wir hatten es allen gezeigt. Ein immenses Glücksgefühl durchflutete meinen Körper.

So trieb ich also eifrig Sport und wurde immer dünner. Es wunderte mich nur, dass ich einfach nicht glücklicher wurde. Vielleicht musste ich noch mehr abnehmen. Ein fataler Trugschluss.

Nun sah man mir meine Krankheit auch an. Ich war erschreckend dünn und genau das gefiel mir, ich wollte schockieren. Mein Körper schrie laut um Hilfe und ich